

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1873**

137 (14.11.1873)

# Karlsruher Nachrichten.



Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint Mittwoch, Freitag und Sonntag. — Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn vierteljährlich 36 fr., monatlich 12 fr. — Die einzelne Nummer 3 fr. — Insertionsgebühre die 3spaltene Petitzeile oder deren Raum 3 fr.

Nr. 137.

Freitag, den 14. November

1873.

## 5. Ein Hilfsverein gegen Haus- und Straßebettel.

I.

Die Zeitungen haben in den letzten Wochen aus verschiedenen Landestheilen Klagen über die Zunahme des Bettels gebracht. Man hat dabei Schutz und Hilfe der Polizei angerufen, die schärfer strafen und unnachsichtiger einschreiten solle. Auch die Frage wurde aufgeworfen, ob man nicht an Wiedereinführung genau kontrollirter Paß- oder Arbeitsbücher denken solle. Auch hier in Karlsruhe tritt das Bettelunwesen in seinen verschiedenen Formen schlimm und lästig genug zu Tage. Wir behalten uns vor, zum Beleg thatsächliche Erfahrungen aus dem Gebiete unserer Stadt mitzutheilen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine wohl organisirte Polizei sich die wesentlichsten Verdienste um die Beschränkung des Bettels erwerben kann. Und man darf vielleicht auch mit Genugthuung konstatiren, was zur Zeit in dieser Richtung mit ebensoviel Umsicht als Energie geschieht. Wie großen oder geringen Erfolg die Wiedereinführung der Wanderbücher haben könnte, darüber enthalten wir uns des Urtheils; es scheint immerhin fraglich, ob der Polizei damit wirklich viel geholfen und ob jede Gefahr eines Konfliktes mit den Reichsgesetzen dabei ausgeschlossen wäre. Aber einem sozialen Uebel gegenüber, wie dem Bettel, reichen jedenfalls weder Polizei, noch die Organe der öffentlichen Armenpflege, noch die Vereine für freiwillige Wohlthätigkeit aus. Das Alles sind wichtige Faktoren zur Bekämpfung eines wirtschaftlich und sittlich gleich gefährlichen Feindes. Gewiß darf man deswegen den dankenswerthen Bemühungen unserer öffentlichen Armenpflege in ihrer neuen Organisation volle Anerkennung zollen. Und was etwa ein reger Wohlthätigkeitsfönn thun kann, um der Verarmung und dem Bettel zu steuern, darin wettkämpfen eine Anzahl freiwilliger Vereine, die erfahrungsgemäß sehr beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt erhalten.

Aber, wie gesagt, der wichtigste Bundesgenosse und die nachhaltigste Hilfe ist anderswo zu suchen. Nur dann, wenn die Bevölkerung selbst im Großen und Ganzen an der Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe konsequent und unverdrossen mitarbeitet, ist auf segensreichen Erfolg zu hoffen. So lange das nicht geschieht, ist auf eine Beschränkung des Bettels wenig Aussicht, mögen Polizei, Armenrath und Wohlthätigkeitsvereine noch so große Thätigkeit entfalten. Wesentliche Abhilfe ist erst möglich, wenn das Publikum selbst seine Mithilfe nicht versagt.

Von diesen Gedanken geleitet, hat sich vor einigen Tagen, nach dem Vorgange größerer Städte, wie München, Stuttgart, Wiesbaden und anderer, auch hier ein Verein gegen Haus- und Straßebettel gegründet. Inwiefern ein solcher Verein neben den Organen der öffentlichen Armenpflege und neben den freiwilligen Unterstützungsvereinen eine fühlbare Lücke auszufüllen und eine berechnete Mission auszuüben berufen sei, wollen diese Zeilen nachzuweisen suchen.

Zweck des neuen Vereins ist es keineswegs, den vielen, zu vielen müssen wir vielleicht sagen, größeren und kleineren Vereinen Konkurrenz zu machen, die sich hier dem Dienste der freiwilligen Wohlthätigkeit widmen. Zu viele Wohlthätigkeitsvereine sagen wir. Einen Konkurrenzverein mehr zu gründen, wäre in der That ein Unternehmen von sehr zweifelhaftem Verdienste. Man weiß, wie wenig es im Interesse einer gesunden und ersprießlichen Armenfürsorge liegt, die reichlichen

Mittel, wie sie hier alljährlich aufgewendet werden, zu zer splitttern. Nichts ist unheilvoller und erreicht seinen Zweck schlechter, als eine verkehrte Armenpflege. Der unverschämte Bettler kann so auf drei- und vierfache Unterstützung rechnen, während der verschämte Arme leer ausgehen und vergessen sein kann. Der neu zu gründende Verein kann vielleicht mit der Zeit auch in dieser Richtung einen nicht unwichtigen Dienst leisten. Er kann eine Art neutralen Bodens sein, auf dem die übrigen Wohlthätigkeitsvereine sich begegnen, um sich gegenseitig über Zahl und Person ihrer Schützlinge unterrichten und die Größe der von denselben aus verschiedenen Klassen bezogenen Unterstützungen kontrolliren zu können. Die erste und eigentliche Aufgabe aber, der der Verein dienen will, ist die, den Bettel unterdrücken oder wenigstens beschränken zu helfen. Er sammelt nicht Mittel, um Unterstützungen austheilen zu können. Die Mittel, die ihm zur Verfügung gestellt werden, sind ihm eben nur Mittel zum Zweck. Erreicht soll der Zweck des Vereins dadurch werden, daß sich seine Mitglieder verpflichten, Bettlern in der Regel keine unmittelbare Unterstützung zu geben, und zwar weder im Hause noch auf der Straße, noch in öffentlichen Lokalen zu verabreichen und dadurch, daß der Verein die bisher von den Einzelnen zweck- und planlos für Almosen zer splitterten Geldmittel sammelt und in zweckmäßiger Weise zur Unterstützung Hilfsbedürftiger verwendet.

Die Gaben, welche alljährlich von den einzelnen Privat an ihnen meist unbekannte Bettler, kreuz- u. großentheils in höheren Beträgen verabreicht werden, würden, könnte man sie berechnen, eine recht ansehnliche, ohne Zweifel eine erschreckend große Summe beziffern. Wie aber würde es sich wohl mit dem Erfolg verhalten, der mit der Verabreichung der Almosen erzielt worden? Es müßte sich herausstellen, daß das ganze Kapital, mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheiles, ohne Nutzen und ohne Segen vergeudet und verschleudert war. Die die Gaben erhielten, waren ihrer theils unwürdig, theils hatten sie so, wie sie ihnen zu Theil wurden, keinen nachhaltigen Gewinn davon. Steht eine Stadt aber einmal im Rufe der Wohlthätigkeit, so verbreitet sich solcher Ruhm mit der unheilvollsten Raschheit und lockt das arbeitsscheue, wohl auch das diebsüchtige Gesindel überallher herbei. Ein Schaden, von dem nicht nur der wohlhabende Bürger stetig vermehrte Plage hat, sondern unter dem namentlich der ortsansässige, in seinem ersten Anspruchsrecht verkürzte Arme leiden muß. In demselben Grade aber, in welchem die Bereitwilligkeit des zwecklosen Almosengebens nachläßt, in demselben Grade wird auch der Zubrang von Bettlern sich vermindern. (Schluß folgt.)

## Lokal-Nachrichten.

— Nachstehende Bekanntmachung, welche das gemeinderäthliche Sekretariat vergessen hat, uns gleichfalls mitzutheilen, sind wir wieder so frei, unserem Leserkreise, den die Sache ebenfalls etwas angeht, mitzutheilen: „Mit Ende dieses Jahres gehen die noch von Spreng und Puricelli stammenden Verträge über Gaslieferung zu Ende und die 15 bezüglichen Personen werden für das Gas jetzt 8 fr. für den Kubikmeter zahlen müssen, als Ersatz für ihre Minderzahlung im Jahre 1873. Auch mit Großh. Hofverwaltung wird ein neuer Gaslieferungs-Vertrag abgeschlossen werden. Die Gaswerkstommission hat beschlossen, vom 1. November an bei Installationsrechnungen über 10 fl. 10 Proz. Rabatt zu bewilligen. Von gleichem Tage an ist der Preis für Coals

erhöht worden, der gewöhnliche auf 1 fl. 10 kr. = 2 Mark für 50 Kilogr. Für das Gaswerks-Betriebsjahr 1873/74 soll zur Bildung eines Reservefonds mit jährlicher Dotation von 5000 fl. geschritten und jene Bediensteten des Gaswerks, welche viel mit dem Publikum zu verkehren haben, mit einer besonderen Bekleidung versehen werden.

— Das am Buß- und Betttage in der Stadtkirche stattfindende Orgelkonzert des Herrn Kapellmeisters Lux aus Mainz verspricht äußerst genussreich zu werden, denn außer den bewunderungswürdigen Orgelvorträgen des berühmten, an Geist und Technik unübertroffenen Konzertgebers, werden wir noch die ausgezeichnete Mannheimer Hofsängerin Frau Seubert-Hausen, den bis in die höchste Lage mit einer klangvollen, weichen Stimme begabten Tenoristen, Herrn Ruff aus Mainz, den hiesigen Kammermusiker Herrn Lindner (Cello) sowie den Darmstädter Hofmusikus Herrn Böllert (Harfe) zu hören bekommen.

— Der polytechnische Verein zählt nach dem uns vorliegenden Jahresberichte gegenwärtig 4 Ehrenmitglieder, 311 außerordentliche und 417 aktive Mitglieder. Der Zweck des Vereins ist ein edler, in jeder Beziehung lobenswerther, und können wir es nur freudig begrüßen, wenn demselben ein reges Interesse, sowohl in Fachkreisen als auch von Seiten der Bürgerschaft zu Theil wird. Der Verein bezweckt bekanntlich eine innige Vereinigung der Studirenden des hiesigen Polytechnikums, kräftige Vertretung ihrer Interessen, Förderung wissenschaftlicher und geselliger Bestrebungen, Pflege der Musik und des Turnwesens. Neben den wissenschaftlichen Vorträgen über polytechnische Lehrfächer etc. dienen eine hübsch ausgestattete Vereinsbibliothek aus 369 Werken den Mitgliedern zur Bereicherung der Kenntnisse, zahlreiche Zeitschriften zur angenehmen Unterhaltungslektüre. Musik und Gesang finden als notwendige Abwechslung inmitten des ernsteren Vereinslebens emsige Pflege, während der Turnunterricht nach ausstreichender Geistesarbeit zur Stärkung und Kräftigung des Körpers dienen soll. Die Finanzverwaltung hat zwar keine besonders erheblichen Ueberschüsse nachzuweisen, doch zeigen die verausgabten Summen für Preisaufgaben, Bibliothek, Stiftungsfest etc., daß vieles Nützliche und Schöne aus den Vereinsmitteln geleistet wurde.

— Unsern Hausfrauen möge nachstehender kleine Vorfall zur Warnung dienen, damit das ohnehin schon theuere Brod, nicht noch indirekt um 20% vertheuert wird. Dieser Tage holte eine Frau bei einem Bäcker ein Laibchen Brod zu 9 kr.; da dasselbe aber zu niedrig war, verweigerte sie dessen Annahme, worauf sie ein nicht viel größeres Brod erhielt. Beim Nachhausegehen ließ sie dasselbe bei einem befreundeten Kaufmann nachwiegen, und siehe da, es fehlten nicht weniger als 50 Gramm. Auf wiederholtes Zurückbringen wurde der Frau in nicht gar freundlicher Weise der Bescheid erteilt, sie hätte nicht nothwendig gehabt, das Brod anderwärts wiegen zu lassen. Als Anerkennung bekommt sie nun von diesem Tage an durch jenen Bäcker kein Frühstücksbrod mehr zugesendet.

— Ein bei einem Schuhmacher in der Bleichstraße wohnender 50 Jahre alter Maurergeselle gieng letzten Sonntag Nachmittag durch die Schuhmacherwerkstätte und warf im Vorbeigehen zufälligerweise einen Stuhl um, wodurch der 18jährige Sohn des Schuhmachers derart aufgebracht wurde, daß er dem Maurergesellen nacheilte und ihm mit einem sogenannten Schusterskneipen 3 Stiche versetzte. Eine Verletzung am linken Auge durch einen dieser Stiche herbeigeführt, läßt eine möglicherweise dauernde Beeinträchtigung der Sehkraft befürchten.

— Der Urheber der Brandwunden bei dem Diener des Herrn von Bercholz ist nunmehr ermittelt und zwar in der Person des Dieners selbst, welcher einen Schwärmer anzündete, zu Boden warf und als er nicht los gehen wollte, denselben von Neuem an's Licht hielt und dadurch die Explosion herbeiführte. Das Märchen hatte der Diener erfunden, um sein eigenes Verschulden zu bemänteln.

— Dienstag Vormittag 10 Uhr fand man auf dem Speicher des Hirschwirthshauses zu Mühlburg den daselbst wohnhaften verheiratheten Bürger Karl K. aus Hamburg, Ziege-

leibesitzer in Krieglungen, in seinem Blute liegen. Der als äußerst solid und thätig geschilderte Mann hatte sich mit einem Rasirmesser auf beiden Seiten des Halses tiefe Schnitte beigebracht, ohne jedoch die Hauptschlagader zu verletzen. Späterhin gelang es, die Blutung zu stillen, so daß trotz der gräßlichen Wunden immerhin Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens vorhanden ist. Als Ursache des Selbstmordversuches bezeichnet man mit ziemlicher Gewißheit das rohe Verfahren einzelner Gläubiger, welche den belagertenwerthen Geschäftsmann derart auf sofortige Bezahlung einer Schuld von 3000 fl. drängten, daß er in der Verzweiflung schließlich zum Selbstmord griff. Wenn nun dieser als braver Mann geschilderte Unglückliche wirklich seinen Wunden erliegt, wie mag es wohl in gewissen Augenblicken seinen Wörtern zu Muth sein?

— Ein bedauerlicher Vorfall ereignete sich am vergangenen Sonntag in der Kirche zu Bulach, indem bei Beginn der Christenlehre der dortige Pfarrer K. einem der christenlehrepflichtigen Burschen, welcher seinen Weisungen nicht Folge leistete, ins Gesicht schlug. Der 17jährige Bursche seinerseits gereizt, schlug wiederum gegen den Herrn Pfarrer und mußte nach diesem ärgerlichen Anstöße die Abhaltung der Christenlehre unterbleiben.

### Oeffentlicher Sprechsaal.

Es ist wahrhaft rührend anzusehen, wie man bemüht ist, die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Bahnhofstadttheils mit der übrigen Stadt ins Gleichgewicht zu stellen. Man scheint der Ansicht zu sein, daß die Bewohner des gesunden westlichen Stadttheils, trotz Vincentius-, Diakonissen-, Militär-Spitals und Schlachthaus, nebst unüberwölbtem Landgraben und Gas-Fabrik, noch zu sehr im Vortheil seien, gegen die Bewohner der Augartenvorstadt. Deshalb beabsichtigt man das Promenadewaldchen der Militär-Verwaltung zur Errichtung von Typhus-, Blattern- und Cholera-Baracken abzutreten. Auch dieses scheint noch nicht genug für diesen Stadttheil zu sein, es wird daher die berühmte städtische Kaserne in der ehemaligen Militär-Bäckerei in die Nähe der Kriegsstraße verlegt. Aber auch damit scheint man seinen Zweck noch nicht ganz erreicht zu haben. Um nun den Nagel auf den Kopf zu treffen, hat man das seither unbenützte Wasser-Reservoir-Gebäude zur „Untersuchungs-Station etc.“ bestimmt. Nun glaube ich selbst, daß der Zweck gründlich erreicht ist; den wohlhabenden Fremden, welche sich vorzugsweise jenem Stadttheil zuwenden, sind jetzt doch gewiß alle möglichen Annehmlichkeiten geboten. Sollte man aber noch weitere Annehmlichkeiten ausfindig machen, so ist der Fremden-Andrang gesichert.

### Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben, von Fanny Klink.

(Fortsetzung.)

Elise stimmte ihrem Vater von Herzen bei, das fremde Kind war ihr eben so lieb wie ihre eigenen Geschwister, sie hätte es nicht mehr entbehren mögen, so viel Sorge und Mühe es ihr auch machte.

Aber es sollte anders kommen, als sie es sich gedacht.

Eines Morgens trat ein großer, breitschultriger Mann in Gehrite's Haus, der sich ihm als einen Advokaten, Namens Wilmot, vorstellte.

Gehrite und seine älteste Tochter waren über diesen Besuch nicht wenig erstaunt, da sie den Herrn nicht einmal dem Namen nach kannten.

„Sie sind der Gärtner Gehrite, nicht wahr?“

„Zu dienen, Herr,“ sagte der Alte, die Mühe von seinem grauen Haupte nehmend und sich verbeugend.

„Ich habe ein Geschäft mit Ihnen abzumachen, das für Sie von Wichtigkeit ist. Vor etwa zwei Jahren fanden Sie vor Ihrer Hausthür ein kleines Kind? Ein Mädchen — ist dem nicht so?“

Gehrite sah den Advokaten erstaunt an.

„Allerdings, Herr Doktor,“ entgegnete er zögernd.

„Und das Kind ist lebend und gesund?“ forschte der Advokat weiter.

„Gottlob ja,“ antwortete Gehrike, immer erstaunter, „das Kind lebt und ist gesund.“

„Könnte ich es nicht sehen?“

Der Gärtner eilte statt der Antwort hinaus und trat wenige Augenblicke später mit einem kaum zweijährigen Kinde herein.

Dasselbe war zwar klein und zart, aber die frischen rothen Backen bezeugten vollkommene Gesundheit. Es war ein reizendes kleines Geschöpf mit einem Teint wie Milch und Blut und den prächtigsten dunklen, seidnen Ringellocken von der Welt. Die tiefblauen Augen blickten klug um sich und der grobe Anzug von gedrucktem Leinen bildete zu dem ganzen Aeußern des Kindes einen grellen Kontrast. Man sah aber, daß es nicht in diese Umhüllung hineingehörte.

„Und dies ist das Kind, welches Ihnen vor zwei Jahren gebracht wurde,“ fragte der Advokat.

„Ja, Herr Doktor, das ist dasselbe Kind. Damals war es ein gar zartes, schwaches Pflänzchen und es hat der aus- gesuchtesten Pflege bedurft, damit es gedieh.“

„Sie wissen noch immer nicht, wer die Eltern dieses Kindes sind?“

„Wie sollte ich? Aber vornehmer Leute Kind muß es wohl sein, darauf konnten wir schließen, als wir all' die feinen weißen Tücher und Hemden sahen, worin es eingeschüllt war.“

„Haben Sie noch etwas davon?“ forschte der Advokat begierig.

„O gewiß, meine Tochter wollte nicht, daß etwas davon verkauft würde, ich werde ihr sagen, daß sie Alles her- bringt.“

Während Gehrike hinausging, nahm der Advokat das kleine Mädchen auf den Schooß, das zutraulich in seinem Barte wühlte, als sei der Mann für sie durchaus kein Fremder. Es konnte schon auf manche Frage verständlich genug Antwort geben und er erfuhr, daß das Kind seine ganze Um- gebung sehr lieb habe — ein Zeichen, daß es gleichfalls mit Liebe behandelt wurde.

In diesem Augenblick trat Elise mit einem Pack kleiner Hemden, Tücher u. s. w. herein und legte es vor dem Advoka- ten nieder.

Hastig begann dieser jedes Stück sorgfältig zu prüfen, er suchte augenscheinlich nach irgend einem Namen oder Zeichen. Aber mißmuthig legte er es immer wieder weg, da war keine Spur eines solchen.

„Und Sie haben nirgends einen Namen gefunden — dies war Alles?“ fragte er endlich die Gärtnerstochter.

„Alles,“ entgegnete Elise. „Doch nein,“ fuhr sie sich besinnend fort, „ich habe noch ein Tuch, in welchem mehrere Buchstaben stehen — ich werde es Ihnen sogleich vorlegen.“

Bald darauf hatte der Advokat das Tuch in Händen — ein triumphirendes Lächeln glitt über sein Gesicht, als er die Buchstaben G. v. H. fand.

„Also hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen,“ murmelte er, „das soll für mich eine unerschöpfliche Quelle sein, Herr Graf, vielleicht halten wir doch noch einmal Ab- rechnung — Sie haben wohl nicht bedacht, welche Strafe darauf steht, ein Kind auszufegen? Würden Sie dies Tuch noch nach Jahren wieder erkennen?“ wandte er sich dann an Elise.

„O gewiß — ich kenne es zu genau,“ entgegnete diese eifrig.

„Und würden nöthigenfalls auch darauf schwören, daß dies dasselbe Tuch wäre, welches Sie bei dem Kinde fan- den?“

„Das könnte ich mit gutem Gewissen,“ sagte Elise.

„Vergeffen Sie dies nur nicht, vielleicht könnte ich Sie eines Tages beim Worte halten,“ sagte der Advokat ernst.

„Doch darum bin ich eigentlich heute nicht hergekommen. Ich komme im Auftrage der Mutter dieses Kindes, oder vielmehr im Auftrage einer Dame, die für die fernere Zukunft des Kin- des sorgen, also Mutterstelle bei ihr vertreten möchte. Sie würde das Kind adoptiren, aber gewisse Gründe halten sie davon zurück und Niemand darf auch jetzt erfahren, wer für das Mädchen sorgt. Werden Sie mir geloben, daß Sie über

unsere Verhandlungen das tiefste Schweigen beobachten wer- den?“

„Ja,“ sagte Vater Gehrike zitternd, denn eine leise Äng- stung sagte ihm, daß seinem stillen Hauswesen ein neuer Ver- lust drohe, den er nicht abwehren konnte.

Auch Elise nickte beiführend, aber mit einem sehr trau- rigen Gesichte.

„Nun gut, dann werden wir hoffentlich bald miteinander einig. Das Kind soll nicht von Ihnen getrennt werden, son- dern bei Ihnen bleiben, so lange Sie es behalten wollen, wenn Sie selber es nicht anders wünschen. Aber das Kind ist, wie Sie es ja schon ahnen, von vornehmen Eltern, die es vielleicht — ich sage vielleicht — einst anerkennen werden und darum muß es eine andere Erziehung haben, als Sie ihm geben könnten. Die Dame, die für das Kind sorgen will, wird Alles, selbst den höchsten Preis bezahlen und Ihnen noch eine Entschädigungssumme von tausend Thalern, die Sie zur Erziehung Ihrer eigenen Kinder verwenden können, übermachen, falls Sie sich ungern dazu verständen, daß anderweitig für das Mädchen gesorgt würde. Ich bin angewiesen, Ihnen diese letztere Summe sofort auszubezahlen. Das, was Ihnen das Kind kostet, werden Sie alljährlich empfangen, sobald Sie Ihre Rechnung bei mir einliefern. Der Wunsch der Dame geht allerdings dahin, daß das Mädchen Ihr Haus zwar als seine Heimath betrachtet, aber nur die Ferienzeit der Schulen bei Ihnen zubringt, oder wenn es freiwillig zu Ihnen kommt. Im Uebrigen sollen Sie das Kind in einer angesehenen Fa- milie, die Ihnen näher bezeichnet werden wird, unterbringen, so hoch der Preis auch ist, den man dafür fordert. Sie wer- den einsehen, daß dies der einzige Weg ist, um das Kind auf die Stellung vorzubereiten, die es vielleicht später einnehmen wird, man hat dabei alle möglichen Rücksichten auf Ihre Ge- fühle genommen.“

„Also will man uns jetzt das Kind doch wieder nehmen?“ klagte Gehrike mit einer Thräne in den grauen Wimpern.

„Und ich habe es so lieb gewonnen als wär's mein eigenes.“

„Gehrike,“ sagte der Advokat, „Sie sind ein vernünftiger Mann und ich bin fest überzeugt, Sie würden ein solches Glück nicht von sich weisen, wenn es einem Ihrer eigenen Kinder zu Theil werden sollte. Ich weiß, daß Sie für dies Kind gesorgt haben und ich kann mir denken, daß Sie es un- gern verlieren. Aber bedenken Sie doch einmal, können Sie für das Kind in der Weise sorgen, wie es ihm hier geboten wird und würde es Ihnen das später Dank wissen, wenn Sie ihm vielleicht den Weg zu seinem Glück abgeschnitten hätten?“

Gehrike seufzte.

„Ich weiß, ich kann nicht anders, als auf Ihren Vor- schlag eingehen, Herr Doktor, aber Gott weiß, wie schwer es mir wird. Ich habe das Kind so lieb gewonnen, wie eines meiner eigenen und ich möchte Alles thun, wenn ich es da- durch glücklich machen könnte. Aber wird es sein Glück sein, wenn es wieder zu jenen Leuten kommt, die es als armes, hilfloses Geschöpf von sich stießen?“

„Darüber können wir nicht entscheiden, Gehrike,“ sagte der Advokat ernst. „Wissen Sie denn, was die Mutter dieses Kindes gelitten hat, als die Verhältnisse sie zwangen, das Kind von sich zu lassen?“

„Das weiß ich nicht. Ich bin ein einfacher Mann, der wohl nur ein bischen Verstand hat und nicht so viel begreifen kann, aber ich weiß, daß meine Frau, obgleich es uns sauer genug wurde, unsere armen Wärmer durchzubringen, nicht um die ganze Welt eines ihrer Kinder von sich gegeben hätte, selbst nicht in die besten Hände. Aber wir wissen wohl nicht, wie Alles kommen kann und ich will die Mutter gewiß nicht verdammen, ich verstehe das ja nicht besser. Doch ich glaube, das Kind wäre auch in unsern Verhältnissen glücklich gewor- den, wenn es als mein Kind galt, glücklicher vielleicht, als wenn es einst ohne Vater und Mutter dasteht, in einer Welt, die es über die Achseln anstieht — ich glaube, man hätte besser gethan, mir das Kind zu lassen. Aber ich will mich nicht widersetzen — thun Sie was Ihnen beliebt.“

(Fortf. folgt.)

## Vermischtes.

\* „Madame Bonnard“ (Charlotte Robespierre), ein fünftactiges Schauspiel von Fr. Wilibald Wulff, hat im Hamburger Thalia-Theater, dieser Musterbühne des Schaus- und Lustspiels, großen Erfolg davon getragen. Demnächst wird das wirkungsvolle Stück auch im Wiener Hofburgtheater zur Darstellung gelangen.

— Als Thomas Morus, Kanzler von England, und nach dem einhelligen Auspruch der Nation deren tugendhaftester Bürger damaliger Zeit, das Schaffot besteigen mußte, verwies man ihm die Ungeschicklichkeit, womit er sich bei der Execution benehme. „Nimm mir's nicht übel, Freund,“ antwortete Morus, sich aufrichtend, „ich bin ein Anfänger in solchen Dingen, wenn mir die Sache zum zweiten Mal vorkommen sollte, will ich es gewiß besser anfangen.“

— Der Schauspieler Keely, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts in London lebte, hatte sich einmal einen Delfled auf seinen neuen Rock gemacht, trug ihn jedoch, da er sich nicht zugleich einen andern anschaffen konnte, und wurde nun in der Regel mit den Worten empfangen: „Sie haben sich einen Fleck gemacht!“ — Endlich ärgerten ihn diese ewigen Wiederholungen, er sagte also, wenn er in eine Gesellschaft kam, sogleich: „Ich habe mir einen Fleck auf den Rock gemacht, doch nun von etwas Anderem!“

— Nach den Berichten des in einer wissenschaftlichen Mission in Kenialabar am Nigerfluß in Guinea weilenden, französischen Kapitäns Girard scheint in dem Regierparlament an der westlichen Küste von Afrika eine Geschäftsordnung zu herrschen, die von der constitutionellen Musterstaaten Europa's in nicht unwesentlichen Punkten abweicht. Kapitan Girard beschreibt die feierliche Eröffnung des schwarzen Unterhauses, der er beizuhnte, folgenbermaßen: „Der Präsident wandte sich an die Mitglieder der Kammer, und rebete sie also an: „Ihr seid doch alle unserem erhabenen Gebieter sehr ergeben?“ — Die Regier: Ja wohl, ja wohl! — Der Präsident: „Sehr gut, Ihr wißt, daß es Euch frei steht, gegen den Willen unseres allergnädigsten Herrn Sr. Majestät des Königs Will Opposition zu machen. Nur läßt unser allergnädigster Herr Jedem, der nicht sein Freund ist, den Kopf abschneiden. Nun mögen sich die Mitglieder der Opposition auf die linke, die andere auf die rechte Seite stellen.“ Der Präsident hatte noch nicht völlig ausgesprochen, als schon die gesammte gesetzgebende Versammlung in einen Knäuel zusammengeballt und drängend und stoßend, damit Jeder zuerst ankomme, nach der rechten Seite rannte. „Du siehst,“ sprach nun der König Will III in herablassendem Tone zu Kapitan Girard, den diese Kammer-Eröffnung höchlich ergöhte, — „Du siehst, welche Anhänglichkeit sie Alle an mich besitzen.“

## Am Biertisch.



Biermaier. Sagt mir ey ah Servisgelder oder Cerevisgelder?

Dinteberger. Des kommt druf an; wann se einer in feinere „Haushaltung“ verbraucht, dann sin's Servisgelder, wann er se awer im „Wirthshaus“ ausgibt, herndet sin's Cerevisgelder.

Biermaier. So so, ja ja, hm!

Biermaier. Sage Se emol, wie isch dann des Ding eigentlich mit dere Douglas schtraß?

Dinteberger. Des will ich Ihne jeh emol ausführlich erkläre. Also die Schtraß, wo d' Akademieschtraß net forsetzt, weil se an dr Karlschtraß e Eck macht, un an dere am Douglas sein Villa liegt, heißt in Zukunft „Akademieschtraß;“ die Schtraß awer wo d' Kaserneschtraß grad forsetzt un an dere am Douglas sein Villa net liegt, heißt Douglas schtraß.

## Humoristisches.

Vun wege de eeschtreicher Sechser.

Die diplomatische Beziehung zwische Geschreich un meiner Fraa sinn abgebroche. Krieg biss an's Messer dem eeschtreicher Sechserstaat, segt se. Naus — fort aus'm Land, mit denne halbsilberne Landschtreicher, die sich widder in un-

ser Geldbeitt g'schliche, un vun heit uff morge um fufzig Prozent Bankrott gemacht hawe. Iwer die Grenz mit denne Bagabunde, die uns um Hab un Gut bringe. Un so weiter. — Korz, mein Fraa iss suchsdeiwilswild! Sie hott sich nämlich en Dag vor d'r eeschtreicher Sechserkriegserklärung noch e Fingulderellche vun der jekt widder so sehr beliebt wordene Mingzort ann'ere Rechnung uffhente losse, die se for mich quittirt hott. — Was mache mer jekt mit dem eeschtreicher Lumpzeig? segt se. — Was mer mache? Mir gewe se halt in Gottsname forn Grosche aus, sag ich. Mehr sinn se nit mehr werth. Iwer eeschtreicher Nachulle geht se annerer Weg. — Was? segt se. For'n Grosche? Biewer loss ich se einschmelze un e silwer Schloß an mein G'sangbuch dabun mache. — Die Idee war nit wol, awer ich finn se heescht kurios un unzeitgemäß, sag ich. Loss liewer e halb Duzend Kaffeelöff dabun mache un schlud dein eeschtreicher Kooches mit nunner. — Die eeschtreicher Sechser, Männer! Wärmer hott uns noch te Mingzort im G'schäftsleewe gemacht. Ma derf norr Kunnenschaft danooch hawe. Ich hab erscht geschtern widder vun eem die G'schäftsfreindschaft gekündigt kricht. — Geschtreicher, sag ich, wie'r mer e Rechnung mit zahle will, die ich'm vor kaum drei Dag g'schickt, un gewöhnlich immer e Johr im Buch schtehn bleibt — Geschtreicher nimm ich nit. Es nimmt mer se te Deitel mehr ab. — Ja, segt'r, sell war ihm alleens. Er hätt se aach nemme misse, un so weiter. — Korz: ich hab se nit genumme un hab die Kunnenschaft der Art verkrumblt, daß ich jekt vor'me Johr te Geld, wie'r segt, un sein Lebdag te Arweit mehr vun'm trägt. — En annerer G'schäftskunne, der sich eweso beillt hott, sein Rechnung bei mer zu bezahle, was ich sunsch nit ann'm gewohnt bin — war zwar weniger grobb, awer davor um so pissiger! Er hott mer nämlich die Mingzort so uff de Schreibpult hingezählt, daß jed eeschtreicher Sechserle, dess'r mer uffschmuckte hott wolle, mit'eme annere, dess nit verrufe iss, beinaß biss zum Rand zugebedt war. — Biewer Freund un Kupperschlecher, sag ich, Sie hawe sich zwar sehr viel Mich gewe, ihr eeschtreicher Schtiesfinner unner die sieddeitsch Silwerhaub zu bringe, awer ich kann ihr Zahlkunnschtschick nit quittire. Ich hab Ihne die eeschtreicher Sechserfisionomie schunn ang'sehe, wie Se zu d'r Hausdhier reinlumme sinn. — Ach Gott, segt'r, dess iss e Versehe! So? Geschtreicher sinn bei dem Geld! Siech emool an! Wer hott ma dann die jekt uffg'hentt! — Korz: der Pissitus war unschuldig wie e neigebore Kind un hott sein Geschtreicher widder im Westesack mitgenumme.

Die Wiener Weltausstellung ist geschlossen, und die Gebäude werden sämmtlich abgebrochen, mit Ausnahme der Rotunde, welche als eine Art von Mausoleum stehen bleiben und die Inschrift tragen soll:

„Ruhe stätte für zehn Millionen, geopfert zum Heil aller Völker.“ (Rld.)

(Anstandsgefühl.) „Se, Zimmermann, was fehlt denn Euch, daß Ihr die eine Hand verbunden habt?“ — „Seid still, mir fehlt Nichts, ich hab' mir die Hand nur verbunden, damit die Leut', die mich Vormittags schon im Wirthshaus sitzen sehen, meinen sollen, ich hätt' mich in die Hand g'hauen und könn' deshalb nicht arbeiten.“ (Zl. Bl.)

Europäischer Volkzeibericht der Berliner Wespen. Vor mehreren Tagen fand man in Wien einen Mann, der auch nicht eine einzige Anekdote von Bismarck zu erzählen wußte. Man machte alle möglichen Anstrengungen, ihm irgend eine Aeußerung des großen Staatsmannes zu entlocken, jedoch vergebens. Erst, als die herbeigerufenen Anverwandten erklärten, der Arme sei taubstumm, beruhigte sich die aufgeregte Menge. — Eine geisteschwache französische Partei, welche bereits seit einem halben Jahre unter freiem Himmel auf den Knien umherrumschte und fortwährend schrie: Heinrich! Heinrich! wurde dieser Tage, als dieser ihr einen Chesnelong vor die Thür setzte, derart königstoll, daß ihr nur mit großer Mühe die Zwangsrepublik angelegt werden konnte. — Am 2. beschoß in Wien die Weltausstellung im kräftigsten Knuppelbau ihr Dasein. Sie hinterläßt mehrere hilfbedürftige Millionen.

In der Sitzung des Kriegsgerichts vom 3. November sagte der Herzog von Aumale von einem Zeugen: „Der Zeuge ist weit her, aus Lothringen, welches für den Augenblick nicht französisch ist.“

„Für den Augenblick?“ — Der Herzog von Aumale